

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 13 (2006)
Heft: 147

Rubrik: Stadtleben

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

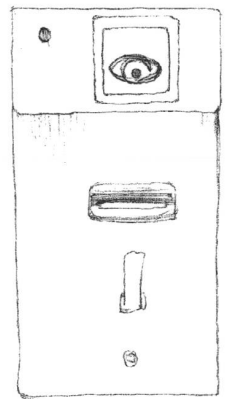
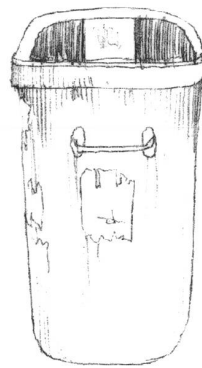
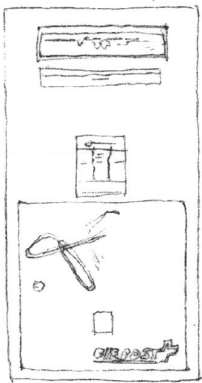
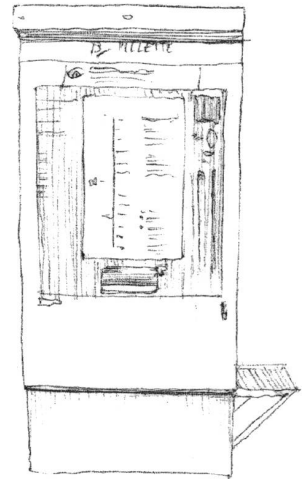
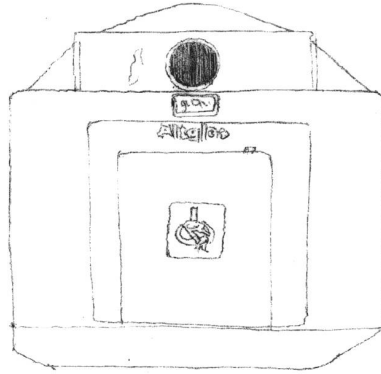
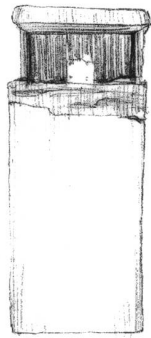
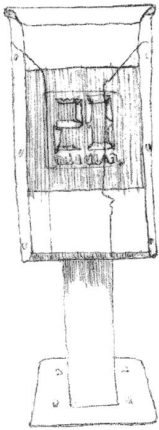
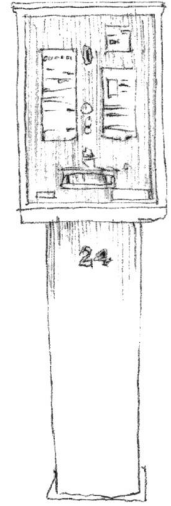
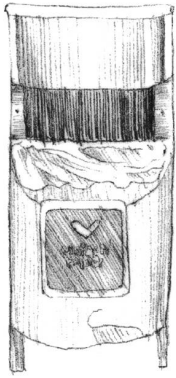
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



STADTLIBEN

«JE WENIGER ASYL SUCHT DESTO LAUTER WIRD GETI

Sie ist vielleicht die Grande Dame der neueren St.Galler Flüchtlingsgeschichte: Vor 20 Jahren hat Edith Späti die hiesige Rechtsberatungsstelle für Asylsuchende mit begründet, noch heute schreibt sie Rekurs um Rekurs. Im Gespräch schaut sie zurück auf die Anfänge. Nach vorn auf die Asylabstimmung vom 24. September. Und erklärt, warum Spiritualität auf die Strasse führt. von Kaspar Surber

Edith Späti, die Rechtsberatungsstelle für Asylsuchende St.Gallen/Appenzell, die Sie leiten, wird diesen Juni 20 Jahre alt. Ein Grund zum Feiern?

26

Edith Späti: Das ist eine zweiseitige Frage. Wir sagen immer: Unser Ziel ist, dass es uns einmal nicht mehr gibt. Aber so lange Asylsuchende eine Rechtsberatung brauchen, ist es ein Grund zum Feiern, dass wir immer wieder die finanziellen Mittel für die Stelle fanden. Unsere Hilfe ist für die Asylsuchenden ja unerlässlich: Die meisten dürfen nicht arbeiten, können sich also keinen Anwalt leisten. Und unser Rechtsstaat, der stolz ist auf sein rechtsstaatliches Asylverfahren, gibt ihnen zwar Rechte und Pflichten, aber keinerlei Rechtshilfe.

Im Rückblick: Wie ist die Rechtsberatungsstelle damals überhaupt entstanden?

Von Beruf hatte ich Dolmetscherin gelernt, war Mutter dreier kleiner Kinder. 1985 wurde ich an einem Sonntag in der Kirchgemeinde gefragt, ob ich nicht übersetzen könne, ein paar Tamilen seien als Gäste eingeladen. Diese Tamilen erzählten dann, dass sie auf ihre Asylgesuche negative Entscheide erhalten würden und niemand ihnen helfe. Wir beschlossen, mit unserer nächsten ökumenischen Friedenswoche nicht etwas zu thematisieren, sondern etwas zu erreichen: Und zwar die Schaffung einer Beratungsstelle für Asylsuchende. Bereits im Juni 1986 wurde sie eröffnet. Soweit unser Werdegang – wobei das Thema bestimmt in der Luft lag.

Inwiefern?

Plus ou moins sind Mitte der Achtziger auch in weiteren Kantonen Beratungsstellen entstanden. Wohl, weil die Tamilen die ersten waren, die als grosse Gruppe von Bürgerkriegsflüchtlings von weit weg selbstständig hierher gekommen sind. Ursprünglich, nach

dem Zweiten Weltkrieg, hatte die Schweiz ein grosszügiges Asylgesetz, man holte Kontingentsflüchtlinge: Die Ungaren, für die listete ich noch in der Kanti, die Tschechen, die Vietnamesen. Nicht so gerne hatte man die Chilenen. Das waren auch die einzigen, die nicht vor dem Kommunismus flüchteten.

Hier in Ihrem Büro hängt der Spruch: «Spiritualität ist zutiefst politisch und führt irgendwann auf die Strasse.»

Dass Flüchtlinge keine Hilfe und dann noch einen ungerechten Entscheid erhalten sollen, fand ich damals unerträglich. Seither hat mich das Thema nicht mehr losgelassen. Bestimmt hat es mich immer interessiert, mit fremden Menschen in Kontakt zu kommen. Bestimmt aber hat mein Engagement auch einen christlichen Hintergrund, frei nach der Devise: Den Fremdling sollt ihr schützen. Wobei ich nicht für alle reden möchte, jeder hier auf der Stelle hat seinen eigenen Antrieb.

Der Fremde ist der, der heute kommt und morgen bleibt. Sie sind auch geblieben. Gab es keine Ernüchterungen, Rechtfertigungszwänge?

Doch, in gewissen Kreisen schweigt man höflich, wenn ich auf meine Arbeit zu sprechen komme. Persönlich angegriffen werde ich aber nie, ausser, wenn ich mal einen Leserbrief lasse. Über die Jahre war es mir auch ein Anliegen, ein gutes Auskommen mit den Behörden zu finden. Am Anfang nahm man uns nicht ernst, heute gibt es den Konsens, es den Flüchtlingen nicht übertrieben schwer zu machen. Zumindest mit dem Ausländeramt, nicht mit den Staatsanwälten, welche die Leute dauernd einsperren. Allgemein tut der Erfolg bei dieser Arbeit gut, der Misserfolg spornt an. Dann wird man trotzig und denkt: Jetzt erst recht. Vermutlich habe ich nie einen Burnout gehabt, weil es hier viel zu interessant

ist. In einem Jahr werde ich leider pensioniert – ich werde mir wohl einen Hund kaufen müssen.

Tatsächlich wirkt die Rechtsberatungsstelle wie eine Zentrale des Widerstands. Hier brennt bis in die Nacht Licht, die Telefone laufen heiss, die Papiere stapeln sich.

Wenn ich sage, wir bemühen uns um ein gutes Auskommen mit den Behörden, dann meine ich im Umgangston, nicht in der Sache. Natürlich ist unsere Arbeit ein Widerstand: Im letzten Jahr kriegten wir bei 45 Prozent der Rekurse einen positiven Entscheid. Ohne uns wären das alles Fehlentscheide des Staates.

Wie muss man sich die Rechtsberatung vorstellen?

Die Asylsuchenden kommen meist nach dem ersten negativen Entscheid zu uns. Und was die skeptischen Leute immer zufrieden stellt: Wir meinen nicht, es müssen alle Asylsuchenden in der Schweiz bleiben, und wir schreiben auch nicht für jeden einen Rekurs. Aber auf jeden Fall führen wir mit allen ein Gespräch. Sehen wir eine Chance, bestellen wir bei den Behörden die Befragungsprotokolle, die zum negativen Entscheid führten. Diese studieren wir genau. Im gewöhnlichen Rechtsverfahren gilt ja der Grundsatz: In dubio pro reo. Beim Asylverfahren ist das genau umgekehrt: Die Behörden suchen nicht die Punkte, die für den Asylsuchenden sprechen. Sie suchen Widersprüche zwischen den einzelnen Befragungen. Etwa, dass die Polizei einmal zu Fünft am Morgen und einmal zu Dritt am Nachmittag gekommen sei. Wir klären dann ab, was tatsächlich stimmt. Wir helfen, Gerichtsurteile oder Identitätspapiere zu besorgen. Und studieren die Dossiers zur Lage im Herkunftsland. Dann rekurrieren wir.

Sie sagen, das Asylverfahren könne man nicht mit anderen rechtsstaatlichen Verfahren vergleichen.

I, DMMELT»

Man mag das polemisch finden, aber es ist effektiv wahr: Das Misstrauen gegen den einzelnen Asylsuchenden ist der Grundsatz des Verfahrens. Und der Verdacht auf Missbrauch. Dabei weiss jeder, der nur eine Ahnung von Psychologie hat, dass die Erinnerung eines Menschen etwas völlig Unstatisches ist. Erst recht, wenn jemand traumatisiert ist. Wenn einer nicht immer das Gleiche erzählt, auch einmal etwas vergisst, ist er viel glaubwürdiger. Erzählt einer stets dieselbe Geschichte, bin ich die erste, die sagt: Gelernt.

Und jene, welche die Entscheide fällen, bekommen die Asylsuchenden nicht einmal zu Gesicht.

Genau, im Gegensatz zu uns. Die Befragungen finden in den Kantonen statt, die Entscheide fällen Sachbearbeiter des Bundesamtes für Migration auf Grund von Papieren in Bern. In gewöhnlichen rechtsstaatlichen Verfahren sieht der Richter die Menschen, spürt die non-verbale Kommunikation. Ein Anwalt, der früher beim Bundesamt für Migration arbeitete, sagte mir einmal: Alles was ein Jurist gelernt hat, kann er dort vergessen. Das Asylrecht ist ein ganz eigenes Recht. Wir fünf Beratenden hier sind auch keine Juristen, bis auf Klausfranz Rüst, der sich um die schwierigen Fälle kümmert. Learning by doing haben wir uns das nötige Wissen über die Jahre selbst beigebracht

Zurück zur geschichtlichen Entwicklung: Wie hat sich dieses heutige Asylverfahren herausgebildet?

Hier habe ich ein Interview mit dem St.Galler Tagblatt zu unserem zehnjährigen Bestehen herausgesucht. Da sagte ich, dass die Zahl der Asylsuchenden kleiner geworden sei, sich aber ihre Probleme vergrössert hätten. Eine der Ursachen seien die einschlägigen Gesetze, die verschärft wurden. Das muss ich heute genau gleich sagen. Es hat weiter angezogen: Bei



Zentrale des Widerstands: Edith Späti vor der Rechtsberatungsstelle an der St.Galler Tellstrasse.

Bild: ammannundsiebrecht.com

einem Nichteintretensentscheid zum Beispiel, einem so genannten NEE, haben Asylsuchende nur noch eine Beschwerdefrist von fünf Tagen. Im Frühling 2004 wurden Asylsuchende mit NEE auch noch auf die Strasse gestellt. Auch die Gerichtsferien hat man gestrichen, über Ostern, Sommerferien und Weihnachten laufen die Verfahren weiter. Alles nur Schikane.

Wie hat sich über die Jahre Ihre «Kundschaft» verändert?

Mit den jeweiligen Bürgerkriegen: Erst, wie gesagt, flohen die Leute aus Sri Lanka, aus Kurdistan, dann aus dem Libanon. Dann kamen viele Menschen vom Balkan. Jetzt haben wir viele Schwarze, aus Äthiopien, Eritrea,

Somalia. Im Moment kommen auch Flüchtlinge aus dem Iran und natürlich aus dem Irak.

Hat sich auch der Zustand der Flüchtlinge verändert?

Worin wir uns alle einig sind, auch zwischen den Beratungsstellen: Es gibt immer mehr traumatisierte, kranke Leute. Wir haben immer häufiger mit Ärzten und Psychiatern zu tun. Weshalb es den Leuten schlechter geht, wissen wir nicht. Sicher ist nur: Sie fliehen nicht freiwillig, gerade auch die allein stehenden Frauen, sie verlieren ja alles, die Verwandten, die Kultur, werden zum Nobody. Und hier, durch das Verfahren, die negativen Entscheide, die Arbeitslosigkeit, geht es ihnen

DIE ERFINDUNG DER «ÜBERFREMDUNG» (IN ST.GALLEN UND ANDERSWO)

«Wir müssen den fremden Ankömmling auf Herz und Nieren prüfen können. Reiht er sich ein in unser politisches, soziales Staatsgefüge? Ist er hygienisch akzeptabel? Überschreitet seine ethnische Struktur das Mass zulässiger Inadäquanz?» So sprach Ernst Delaquis, der Chef der Polizeibehörde im EJPD, am Samstagnachmittag, dem 22. Oktober 1922 im Hotel «Schiff» in St.Gallen. Eingeladen hatte Delaquis die lokale Sektion der «Neuen Helvetischen Gesellschaft N.H.G.». «Der neueste Stand der Fremdenfrage» lautete der Titel seines Referates. Als «in hervorragendem Masse berufen, diese hochwichtige Frage unserer nationalen Landespolitik zur Auf- und Abklärung zu bringen», hatte die «Ostschweiz» den Referenten angekündigt. Und das «Tagblatt» schloss seine ausführliche Berichterstattung mit den Worten: «Der Vortrag klang aus in einem warmen Appell an Herz und Gemüt, für die Erhaltung der Schweizerischen Eigenart einzustehen.»

Im Rückblick steht Delaquis Vortrag beispielhaft für die Wende in der Schweizer Ausländerpolitik im Ersten Weltkrieg: Delaquis sozialdarwinistische Ansprüche an die Assimilation der Ausländer sind unüberhörbar. Und mit der N.H.G lud ihn jene Gesellschaft ein, welche eben diesen Ansprüchen bei den Behörden zum Durchbruch verhalf. Vor dem Ersten Weltkrieg hatte das noch anders getönt: Zwar sprach der Zürcher Armensekretär Carl Alfred Schmid bereits 1900 erstmals von der «Überfremdung». Wer sich aber nichts zu Schulden lasse komme, weder juristisch noch finanziell, solle eingebürgert werden, forderte der Zürcher Stadtschreiber Rudolf Bollinger 1911: «Eine Seelenriecherei



Ernst Delaquis (1878-1951)

ist nicht nötig». Eine Neuerkommission, zusammengesetzt aus den Stadtkantonen, welche schon damals am meisten Ausländer zählten und wohl gerade deswegen am progressivsten waren, forderte die Einführung des «Ius Soli» – jenes Gesetzes also, welche das Bürgerrecht dem Neugeborenen nicht nach dem Blut, sondern nach dem Boden verleiht. Im Herbst 1914 brachte der Bundesrat eine entsprechende Vorlage ins Parlament. Doch der Weltkrieg liess das Anliegen in den Hintergrund treten.

Was nun führte zum erwähnten Umschwung, der die Einbürgerung nicht mehr als einen Schritt zur, sondern als Prüfung über die Assimilation sah? Die Konstruktion der nationalen Identität, welche um die Jahrhundertwende in der Schweiz einsetzte. Mit der Wahl des ersten Vertreters der Katholisch-Konservativen 1891 verabschiedete sich der Liberalis-

mus von seinen Idealen des 19. Jahrhunderts, die Schweiz schwenkte ein auf einen modernisierten Konservatismus. Im selben Jahr brannten zum ersten Mal die 1. August-Funken. In der Westschweiz gründete sich die sogenannte «reaktionäre Avantgarde» der Helvetisten: Um den Literaturprofessor Gonzague de Reynold versammelten sich junge Journalisten, Literaten, Akademiker, deren politische Bezugspunkte vaterländische Mythen und ein aristokratischer Autoritarismus waren. Ihr Ableger in der Deutschschweiz: Die N.H.G. Im Zentrum ihrer Beschäftigung: Die Frage nach der kulturellen Eigenständigkeit der Schweiz. Und weil der Staat sprachlich wie kulturell äusserst heterogen war, liess sich das Eigene viel einfacher über das Fremde, über die «Überfremdung» eben definieren. So verzahnte sich der Diskurs über die nationale Identität mit jenem über die Fremden, dieser wurde kulturell, ja sozialdarwinistisch aufgeladen. Als die Schweiz im Ersten Weltkrieg angesichts der Spannungen zwischen den Sprachgruppen und den sozialen Schichten beinahe auseinander brach, setzte sich die Leerformel der «Überfremdung», füllbar mit jedwelchen diffusen Ängsten, auch bei den Behörden durch: 1917 entstand die Fremdenpolizei. Die Einbürgerung wurde Schritt für Schritt zum Bollwerk gegen die politische Integration. Das blieb sie bis heute. (ks)

Literatur: Patrick Kury: Über Fremde reden. Überfremdungsdiskurs und Ausgrenzung in der Schweiz, 1900-1945. Chronos-Verlag. Hans-Ulrich Jost. Die reaktionäre Avantgarde. Die Geburt der Neuen Rechten in der Schweiz um 1900. Chronos-Verlag. Mario König, Jakob Tanner u. a.: Eine kleine Geschichte der Schweiz. Edition Suhrkamp.

noch einmal schlecht. Kurz: Wir haben viel mehr kranke, zum Teil auch durch das Verfahren krank gemachte Leute.

Gerade das Verfahren steht im Moment einmal mehr zur Debatte. Wo ordnen Sie die neuste Revision des Asylgesetzes ein, die am 24. September zur Abstimmung kommt?

Wird das neue Asylgesetz angenommen, so ist das die Bankrotterklärung an jede humanitäre Asylpolitik. Das Gesetz trifft nicht jene, die so genannten Missbrauch betreiben. Es trifft jene, die echt verfolgt sind. Bei einer Annahme bräuchten Flüchtlinge einen gültigen Reisepass. Und wissen Sie, was ich letzthin im Entscheid über eine armenische Familie las, welche gültige Reisepapiere hatte? Leute mit einem gültigen Pass sind nicht verfolgt! Tatsächlich haben die meisten Flüchtlinge keine Papiere, weil sie als politisch Verfolgte keine ausgestellt bekommen, Hals über Kopf

aus dem Chaos eines Bürgerkriegs fliehen müssen oder weil sie von den Schleppern aufgefordert werden, sie zu vernichten.

Befürworter des Gesetzes sagen, die Flüchtlinge müssten ihre Flucht bloss glaubhaft machen, dann bräuchten sie keine Papiere.

Wer geflohen ist, hat eine gefährliche, illegale Reise hinter sich. Hier wird er erst einmal von Securitas bewacht. Und dann soll er gleich seine ganze Verfolgungsgeschichte auf den Tisch legen. Und zwar widerspruchsfrei, vollständig, ohne Notizen. Das ist extrem schwierig. Ein Beispiel, das mich besonders beeindruckt hat, sind Bosnier, die aus Srebrenica kamen. Die sagten nichts. Am Schluss stellte sich heraus, dass sie schwerstens traumatisiert waren. Sie meinten, die Befrager wüssten, was in Srebrenica passiert sei. Und sie konnten nichts sagen, weil sie all die Bilder nicht hoch-

kommen lassen wollten. Noch ein Beispiel: Zufällig las ich letzthin, nach einer Podiumsdiskussion, in «Widerstand und Ergebung» von Dietrich Bonhoeffer. Da sitzt er an einem Sonntagnachmittag in seiner Zelle und schreibt einen Brief an den Obergerichtsrat: Er, Bonhoeffer, möchte sich jetzt einfach einmal in aller Ruhe konzentrieren und seinen Fall aufschreiben, «weil in den Vernehmungen vergesse ich immer etwas.» –Neben den echt Verfolgten, die unter die Räder kommen, ist weiter unwürdig, dass man die Sozialhilfe für alle streicht, die einen negativen Entscheid haben: Für Frauen, Kinder und Kranke. Das war schon bei den Asylsuchenden mit NEE schlimm, so würden noch viel mehr Menschen auf die Strasse gestellt werden.

Welche Rolle spielte bei diesen neuen Verschärfungen die Wahl von Christoph Blocher zum Justizminister?

SUSANNE GRESSER

Die Asylpolitik stand in all den Jahren unter dem Druck der Populisten. Und der Druck hat seit der Wahl von Blocher zugenommen. Er hat zahlreiche Verschärfungen in die Vernehmlassung eingebracht. Er beschimpft die Asylrekurskommission. Er beschimpft das Bundesgericht. Und er muss diese Politik betreiben, weil er und die SVP mit der Ausgrenzung der Ausländer gross geworden sind. Je weniger Asylsuchende es gibt, und es gibt wenige im Moment, desto lauter muss getrommelt werden. Das ist so wie beim Antisemitismus: Der ist auch dort am grössten, wo es keine Juden gibt.

Was wäre die Alternative zu diesem Asylgesetz?

Am Anfang der Debatte gab es ja auch einige Verbesserungen: Etwa, dass die nicht-staatliche Verfolgung als Fluchtgrund zählt. Die Schweiz ist das einzige Land in Europa, das nur die staatliche Verfolgung gelten lässt. Am Schluss haben sich nur die Verschärfungen durchgesetzt. Eine immer stärkere Abschottung bringt aber nichts: Dann kommen die Leute einfach schwarz, und wir haben nicht weniger, sondern mehr Probleme. Grundsätzlich müsste ein grosses Umdenken passieren: Dahingehend, wie man mit den Migrationsströmen umgeht, die eine Tatsache globalisierter Märkte sind. Sogenannte Wirtschaftsflüchtlinge wählen ja nur den Weg über das Asylgesetz, weil das Ausländergesetz einzig EU-Bürgern und Spezialkräften vorbehalten bleibt. Da müssen neue Ideen her: Dass man zum Beispiel Leuten, die aus ihrem afrikanischen Dorf geschickt werden, wirklich eine Gelegenheit bietet, um hier eine Zeit lang zu arbeiten, Geld zu verdienen, und dann unter Wahrung ihres Gesichtes wieder heimzukehren. Natürlich gibt es Entwicklungshilfe, aber die geht am Ende oft an die korrupten Regimes, da kann die Schweiz nichts dafür.

Blicken Sie zuversichtlich auf die Abstimmung?

Bereits im letzten Jahr hat mich die Arbeit des Solidaritätsnetzes Ostschweiz ermutigt. Dass in der konservativen Ostschweiz, im konservativen St.Gallen eine Bewegung mit so vielen Leuten entsteht, hätte ich nie für möglich gehalten. Als die Unterschriftensammlung gegen das Asylgesetz und das Ausländergesetz begann, war ich trotzdem pessimistisch: Die Mehrheiten im Parlament waren ja so gewaltig. Langsam habe ich aber etwas Hoffnung. Meine Hoffnung setze ich auf die Bürgerlichen, auf Leute wie Eugen David und Markus Rauh, welche sich gegen das Gesetz wehren, weil sie sehen, dass es nicht den Missbrauch bekämpft. Sondern einzig Ungerechtigkeit bringt und Unglück. Das sehen auch viele Leute ein, wenn man auf der Strasse mit ihnen spricht.

Die **Rechtsberatungsstelle für Asylsuchende** St.Gallen/Appenzell wird finanziert von den Hilfswerken HEKS und Caritas, von den evangelischen und katholischen Kantonalkirchen sowie aus Spenden: PC 90-15226-5. Der **Abstimmungskampf** gegen das Asylgesetz und das Ausländergesetz wird hier koordiniert vom Solidaritätsnetz Ostschweiz: www.solidaritaetsnetz.ch.

An ihrem freien Tag, im strömenden Regen, kommt Susanne Gresser mit dem Fahrrad zum Interviewtermin. Die Jeans klatschnass. Wenn es um den Caritas-Markt in St.Gallen geht, nimmt die 51-jährige Sozialarbeiterin auch einen Schnupfen in Kauf. Seit drei Jahren leitet sie den «Supermarkt für Randständige». Anstatt der Kumuluskarte zückt die Kundschaft an der Kasse den Sozialausweis. Der berechtigt zum vergünstigten Einkaufen.

Der Laden an der Davidstrasse und das breite Warensortiment sehen überhaupt nicht armengenössig aus. Die hohen Räume sind hell ausgeleuchtet und die Produkte apart präsentiert. Susanne Gresser macht keinen Hehl daraus, dass sie sich über den neuen Standort und die Einrichtung freut. «Am alten Ort, an der Katharinengasse, ist uns sprichwörtlich die Decke auf den Kopf gefallen. Hier sind wir in einer Topumgebung: oben das Museum für art brut, daneben eine Floristin, Künstlerateliers und das Architekturforum.»

Drei Prozent der Bevölkerung der Schweiz sind von der Sozialhilfe abhängig. Das sind rund 220'000 Menschen oder zwei Drittel der Einwohnerschaft der Stadt Zürich. Mitte Mai sind erstmals die detaillierten Zahlen veröffentlicht worden. Sozialminister Pasquale Couchepin hat sich gegenüber den Medien «zufrieden mit der relativ geringen Zahl» geäussert. Für Frontfrau Gresser ist die Entwicklung bedenklich.

Die Caritas hat vor zehn Jahren das Markt-Projekt gestartet. Zuerst mit Kartoffeln, Äpfeln und ganz elementaren Dingen des täglichen Lebens, die verbilligt an die Sozialhilfe-Empfänger abgegeben worden sind. Heute ist das weitgehend auf Lebensmittel ausgerichtete Sortiment derart breit, dass es die normalen Ernährungsbedürfnisse voll abdecken kann.

So funktioniert ein Caritas-Markt: «Wir bieten Qualitäts- und Markenartikel an», sagt Susanne Gresser. «Die Ware kaufen wir direkt beim Hersteller oder bei Grossisten ein. Sie hat kleine Mängel. Entweder ist die Beschriftung nicht ganz korrekt oder das Ablaufdatum ist eng. Natürlich unterstehen auch wir der Kontrolle durch das Lebensmittelinspektorat, wie alle anderen Anbieter.» Massgebend für die Preiskalkulation sind die Migros-Produkte, das Budget-Sortiment ausgeschlossen. «Wir liegen 30 bis 50 Prozent darunter», sagt Susanne Gresser. Der Caritas-Markt St.Gallen kann auf rund 30 freiwillige Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter zählen.

Wer sind die Kunden? Hauptsächlich Leute aus der Stadt, aber auch Landbevölkerung. «Wir haben auch Kundschaft aus Appenzell Innerrhoden», lacht Susanne Gresser. Lustig darum, weil sich der Halbkanton damit brüstet, mit 0,6 Prozent der Bevölkerung weit aus am wenigsten Sozialhilfe-Empfänger in der Schweiz zu haben. Den Hauptanteil stellt die ausländische Bevölkerung.

Laut Susanne Gresser sind die Gründe schlechte Integration, Bildungsdefizite und fehlende berufliche Ausbildung, die wenig bis keine Chancen auf dem Arbeitsmarkt offen lassen. Gibt es auch «getürkte» Armut bei den Sozialhilfe-Empfängern, wie das die SVP immer wieder mit Bezug auf die Ausländer behauptet? «Wenn, dann sind das ganz wenige Einzelfälle», meint Susanne Gresser. «Sozialdetektive brauchen wir jedenfalls in der Stadt St.Gallen ganz bestimmt keine.»

Harry Rosenbaum

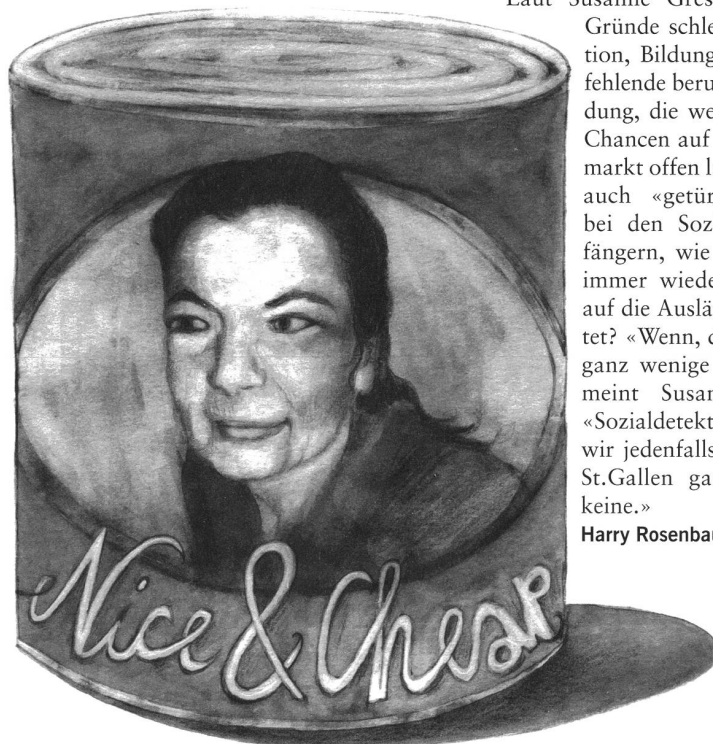


Illustration: Lika Nüssli

PRINZ DER NACHT

Früher war der welsche Fussball gross, und irgendwann landeten alle guten Ostschweizer Fussballer bei Lausanne oder Servette. Manche blieben für immer dort hängen. Eine Begegnung mit dem 68-jährigen Richard Dürr in Lausanne. von Daniel Kehl

30

An einem Sonntagmittag Ende der sechziger Jahre stieg mein Vater mit mir hinauf zu den Drei Weiern. Er sagte, dass Lausanne-Sports dort oben trainieren würde. Ich stellte mir die Spieler Chapuisat und Dürr in ihren leuchtend blauweissen Trikots vor, wie sie Runden drehten und mit dem Ball jonglierten. Aber die Wiese blieb leer. Im richtigen Fussball sprach man damals französisch: St.Gallen und Brühl bemühten sich, Lausanne und La Chaux-de-Fonds spielten.

Mein Vater hatte ein Jahr im Welschland verbracht. Er brachte eine Mischung aus Bewunderung und Enttäuschung über die Romands zurück in die Ostschweiz. Und jahrelang las er in der «Tribune de Lausanne», wie sich der Sportjournalist Raymond Pittet über den rustikalen Deutschschweizer Fussball lustig machte. Vor dem Cup-Final zwischen den Berner Young Boys und dem FC St.Gallen riet Pittet den Westschweizer Fussballfreunden: «Machen sie sich eine schönen Sonntag! Gehen sie im Wald Pilze suchen.»

Chez Richard

Ein grauer und kalter Sonntagmittag Ende Februar 2006. Der Zug aus St.Gallen kommt kurz vor Mittag in Lausanne an. Die Ostschweiz und der Jura liegen unter einer dicken Schneedecke. Das Auswärtsspiel zwischen Xamax und dem FC St.Gallen wird von La Chaux-de-Fonds hinunter nach Lausanne verlegt. Die Bar de Rosement von Richard Dürr liegt gegenüber der Hauptpost an der Rue d'Ouchy. Von aussen wirkt sie bescheiden, fast unscheinbar. «Chez Richard» steht gross angeschrieben, drinnen brennt Licht. Eine kleine



2:1 für die Schweiz. Richard Dürr zieht am Iren Braithwaite vorbei.

Stehbar, zehn Tische und viele Bilder von Fussballern. Wimpel von Barcelona, Madrid und mittendrin jener vom SC Brühl. Vor allem Männerrunden, angeregte Gespräche, lebendig und familiär, so der erste Eindruck. Im Fernsehen wird ein Langlaufrennen gezeigt. Ein weisshaariger Mann erinnert mich an Richard Dürr. Ich traf ihn nie persönlich, kenne alte Fotos und ein TV-Interview, das er 1998 beim Cupfinal von Lausanne gegen St.Gallen gab. Wie wird er auf meinen überraschenden Besuch reagieren? Dürr soll in Lausanne auch nach vierzig Jahren regelmässig Besuch von alten Brühler Freunden bekommen und dabei immer betonen, dass er mit dem Herz noch immer ganz beim SC Brühl sei. Ich aber war dem FC St.Gallen nach Lausanne gefolgt. Die Begrüssung ist herzlich und unkompliziert. Ich begegne ihm überraschend an: «Grüezi Herr Dürr, ich komme aus St.Gallen und wollte sie einmal sehen.» «Schön, das freut mich. Ich bin Richard. Was möchtest du trinken?»

Im Goldenen Buch

Richard Dürr ist im St.Galler Linsebühl und im Lämmlisbrunn aufgewachsen. Sein Vater, immerhin Präsident des SC Brühl, erlaubte ihm erst nach dem Ende der Schulzeit den Beitritt zu den Junioren. Dürr störte das wenig: «Den Schulweg habe ich meistens mit einem Tennisball zurückgelegt, den ich jeweils an den Trottoirrand spielte. Und die Mätschli auf Drei Weiern haben meine Technik und Ballbehandlung gefördert.» Dürr stammt aus einer katholischen Familie: «Nach der Messe und der Kirchenlehre in der Kathedrale rannte ich als Bub am Sonntag hinaus aufs Krontal, um die erste Mannschaft spielen zu sehen. Geld für das Tram hatte ich nicht.» Nach dem Aufstieg des SC Brühl in die Nationalliga B ging 1959 der zwanzigjährige Dürr für zwei Saisons zu den Young Boys. 1961 wechselte er zu Lausanne-Sports, wo er bis 1971 spielte. Die Hommage an Dürr im Goldenen Buch des Schweizer Fussballs ist überwältigend: «Seine fussballerischen Fähigkeiten entsprachen genau dem, was ein Welscher



Richard Dürr als Captain gegen Rumänien, 1966.



Cup-Sieger Lausanne-Sports, mit Dürr, ganz rechts, 1964.

unter dieser Vokabel versteht. Und die Bezeichnung «Prinz der Nacht» fand ihren Ursprung in den fantastischen Partien bei Flutlicht, die Lausanne unter seiner Regie lieferte.» Dürr nahm mit der Schweiz an den Weltmeisterschaften in Chile und England teil. In seinem ersten Länderspiel entzückte er das englische Publikum im Wembley-Stadion mit seiner Ballfertigkeit, seinen Finten und Tricks.

Lebende Geschichte

Dürr wunderte sich über den Grund der Reise: «Xamax - St.Gallen? Auf der Pontaise? Habe ich nicht einmal mitbekommen.» Er geht noch immer hinauf zum Stadion, um Lausanne spielen zu sehen. Kürzlich haben sie ihn sogar wieder auf den Rasen geholt, bei einem Cupmatch. Zusammen mit dem ehemaligen St.Galler Spieler und seinem heutigen Weinlieferanten Stéphane de Siebenthal machte er den Anstoss. Aber jetzt ist es ihm im Stadion zu kalt geworden. Er sei gesundheitlich angeschlagen. Die Bar de Rosement ist auch nach dem Niedergang von Lausanne-Sports ein

wichtiger Ort: «Die Leute vom Verein tauchen oft hier auf und fragen mich nach meiner Meinung.» Das Geld zum Kauf der Bar wurde ihm vor vierzig Jahren vom Verein vermittelt: «Trainer Rappan ermunterte mich, die Bar vis-à-vis der neuen Hauptpost zu übernehmen.» Richard Dürr gilt als jovialer und umgänglicher Lebemann. Selten sei eine auswärtige Persönlichkeit von den Romands so integriert, so auf- und angenommen worden, berichtet der Chronist des goldenen Buchs. Richard Dürr ist ein unterhaltsamer Gesprächspartner, der zu jedem Stichwort eine Anekdote kennt. «Nîmes? Ich organisierte Reisen mit dem Fussballverein hier aus dem Quartier, und wir spielten dort gegen ein kleines Team, das auch hierher nach Lausanne kam. Nach ein paar Jahren überreichte mir die Stadt Nîmes deswegen eine Ehrenbürgerurkunde.» Dürr plaudert mit den Gästen, fragt, wie es den Kindern geht. Dann taucht er wieder ab in die Vergangenheit: «Der Sitzstreik von Lausanne im Cupfinal 67 gegen Basel? Der Schiedsrichter wurde nach dem Spiel in die vierte Liga

zurückversetzt, das sagt doch alles aus über seine Leistung.» Die Nacht von Sheffield? «Wir sind im offiziellen Trainingsanzug der Nationalmannschaft herumspaziert. Da machte einer aus Spass Autostopp, und ein Wagen mit jungen Engländerinnen hielt an und wir stiegen ein. Am anderen Tag hiess es plötzlich, ich müsse an Stelle von Köbi Kuhn gegen England spielen. Erst zwei Stunden vor dem Match, da wurde es mir doch mulmig. Irgendwie hat der Trainer wohl noch mehr mitbekommen.» Dürr zeigt stolz eine saudiarabische Briefmarke mit seinem Porträt, die an seine WM-Teilnahme 1966 in England erinnert. Dürr holt Fotos und schreibt ein paar Widmungen. «Hier, beim Länderspiel gegen Nordirland holte George Best einen Penalty heraus. Es war eine klare Schwalbe. Best hat mir nach dem Pfiff des Schiedsrichters zugeblinzelt, der wusste das selbst genau.»

Richards Autoschlüssel

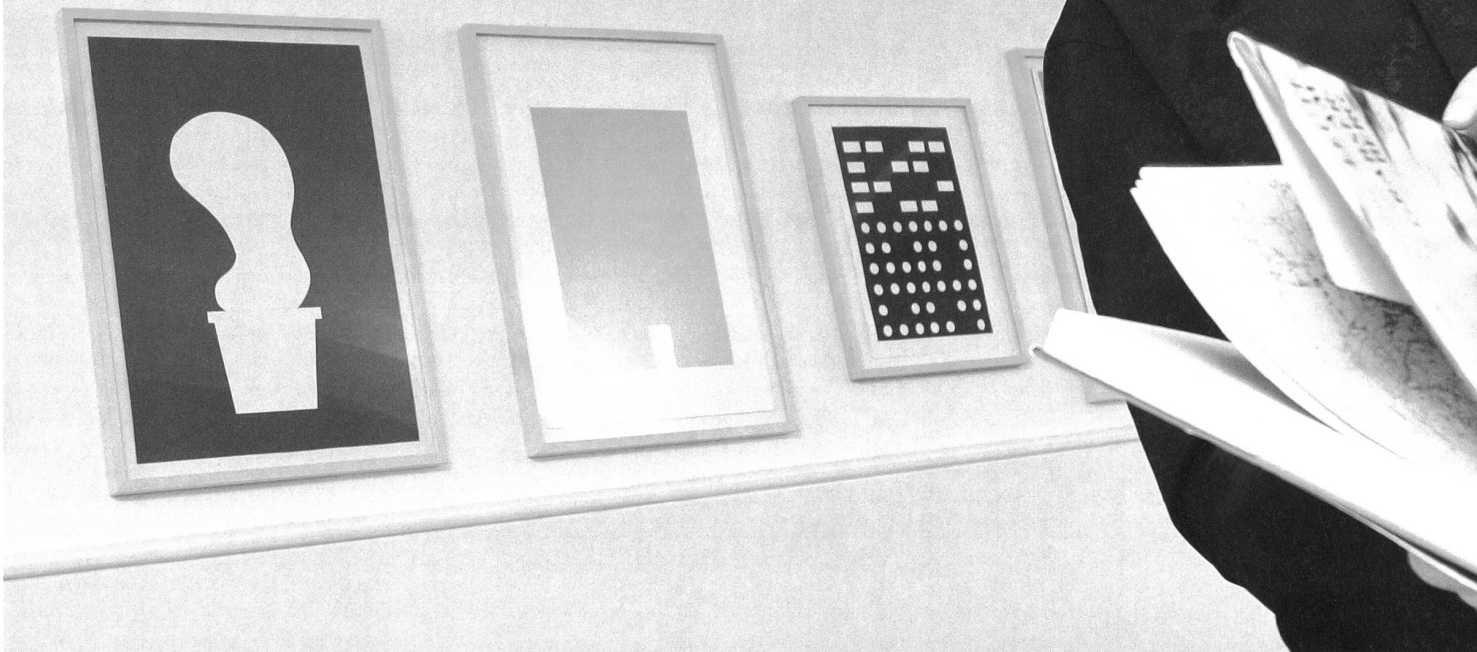
Lange war Richard Dürr der erfolgreichste Fussballer, den die Stadt St.Gallen je hervorgebracht hat. Vielleicht wird er bald von einem Jungen überflügelt, der auch auf Drei Weiern gespielt hat und heute mit seiner unbekümmerten und herzhaften Art die Stadien verzaubert. «Tranquillo Barnetta! Der sass auch schon hier, mit den Reservisten von St.Gallen. Ein sympathischer Kerl.» Vor ein paar Jahren wurde Dürr vom FC St.Gallen aufs Espenmoos eingeladen, weil er der zweiten Mannschaft des FCSG eine günstige Übernachtung in Lausanne vermittelt hatte. «Das Publikum unterstützte die eigene Mannschaft unheimlich laut und intensiv, ich war beeindruckt.» Es scheint, als sei Dürr die einstige Rivalität zwischen dem FC St.Gallen und Brühl gleichgültig geworden. Er entschuldigt sich fast dafür, dass er nie beim FCSG war. «Meine ganze Familie gehörte zu Brühl, der FC St.Gallen war damals die Nummer zwei und deshalb kein Thema für mich.»

«Wann beginnt eigentlich der Match?», fragt Dürr. Noch zehn Minuten bis zum Anpfiff. Es ist mir völlig egal. Richard Dürr schiebt einem Stammgast seine Autoschlüssel zu, und ich werde direkt vor den Stadioneingang der Pontaise gefahren. Schnell die Treppen zur eleganten Haupttribüne hinauf und vorbei an den schweren Eichtüren, die an ein Theater erinnern. Das Stadion ist fast leer und das Spiel vielleicht auch darum so aussergewöhnlich. 0:1 in der ersten Minute. Der Torjubel der St.Galler Spieler ist bis unter das Dach der Haupttribüne zu hören. Auf der leeren Gegentribüne leuchtet das blauweisse Klubemblem von Lausanne-Sport.

KULTURELLES LUSTWANDELN

Das Amt für Kultur des Kantons St.Gallen prescht mit einer ambitionierten Kulturpolitik nach vorn. Nicht zur Freude aller. Hans Schmid, Leiter des Amtes, spricht über Sprachfindung und Rollenverständnis.

von Johannes Stieger



32

Herr Schmid, im Februar stellte der Kanton seinen «Navigationsplan» vor. Die Broschüre enthält viele Grafiken und zeigt die Visionen ihres Amtes auf. Haben Sie damit gerechnet, dass diese Schrift in der Kulturszene unter die Räder kommt?

Hans Schmid: Ich war mir immer bewusst, dass die Art und Weise, wie man politisch auf eine plausible Art versucht zu formulieren, warum der Kanton in Kultur investieren soll, eine Gratwanderung ist. Mir ist vor allem die Ehrlichkeit gegenüber der Kultur und deren Vermittler wichtig.

Dass sich einige Menschen vor den Kopf gestossen fühlen, war mir nicht bewusst, sonst hätte ich das so nicht gemacht.

Ihre offensive Kulturpolitik kommt aus einer Ehrlichkeit heraus?

Ja. Oder eher noch aus der Begeisterung.

Eine Begeisterung für diesen Kanton oder für Kultur überhaupt?

Vor allem das Zweite. Ich funktioniere recht emotional und spreche auf die Kunst als Ausdrucksform an. Ich bin der Überzeugung, dass die mentale Stärke im Kleinen und in der Gemeinschaft durch Kunst Energie gewinnen kann. Für die Lebensqualität – man muss hier nicht mal von Standortmarketing reden – ist Kultur etwas Wichtiges. Und hier stellt sich die Frage, wie aktiv oder proaktiv der Kanton das fördern muss.

Kommt denn von den Kulturschaffenden etwas zurück?

Wir bekommen durch Rückmeldungen vielfach das Gefühl, dass über unseren finanziellen Beitrag ein Teil der Motivation genährt worden ist, dass sich die Kulturvermittlerinnen und -vermittler bestätigt fühlten. Gleichzeitig aber sind wir nie Teil der Kulturveranstaltungen, wir stehen draussen und geben Geld. So ist es wichtig, dass wir uns immer wieder zurück nehmen. Manchmal kommt ein Gefühl der Gemeinsamkeit auf, schliesslich aber sitzen

wir wieder in der Amtsstube und die Veranstalter sind beim Publikum.

Das klingt fast so, als würden Sie gerne selber veranstalten?

Ich gehe davon aus, dass ich mich vor allem als Übersetzer eigne. Als Vermittler zwischen der Kultur- und der Verwaltungswelt. Beide haben ihre Ansprüche. Meine Leidenschaft ist es, diese beiden Welten zusammen zu bringen.

Es wird aber ein gutes Gefühl sein, Geld zu verteilen.

Es ist eine zwiespältige Situation. Bei Kontakten mit Kulturvermittlern muss man immer erst heraus finden, ob es nur ums Geld geht. Denn im guten Fall entsteht eine Art von Zusammenarbeit und Zusammengehörigkeit.

Sehen Sie sich in der Rolle eines Artdirectors, der den Kanton in eine bestimmte kulturelle Richtung fahren will?

Ganz entschieden nicht. Wir schauen uns als Qualitätsgarant über die ganze Breite alle



Jurist mit Kunstsinn. Bild: ammannundsiebrecht.com

Sprechen Sie damit auf eine Empfindung an, die st.gallische Kulturförderung lege ein zu hohes Tempo an den Tag?

Meine Frage ist eher, an was für einer Art von Kultur Sie interessiert sind.

Ich reagiere relativ stark auf Gefühle und Atmosphäre. Der Inhalt eines kulturellen Projekts hängt stark vom Raum ab. Ich fange Feuer bei der Frage, wie man die Atmosphäre schafft, die ein Projekt auszeichnet. Manchmal bin ich verblüfft, was man alles heraus holen kann. Die Frohegg war so ein Fall. Und manchmal staune ich, wie Sachen an einem abprallen, weil der Ort nicht stimmt. Von Atmosphären lasse ich mich begeistern. Ein weiteres Beispiel: Die Verantwortlichen vom ExEx investierten an der letzten Museumsnacht vermutlich am wenigsten Geld verglichen mit den anderen Beteiligten, es herrschte aber eine sehr gute Stimmung.

Ist das nicht ein Widerspruch zum kulturellen Geldsegen?

Ja, das ist ein Widerspruch. Da bin ich vermutlich nicht mehr ganz gefühlsneutral.

Könnte man besser helfen, indem man wenig Geld gibt?

Zum Teil sagen mir Künstler glaubwürdig, sie wollen mit wenig auskommen. Dass sie beinahe in Sorge sind, was mit ihnen als Künstler passiert, wenn es ihnen finanziell zu gut geht. Da merke ich, dass die finanzielle Kulturförderung nicht nur für uns, sondern, auch für die Kulturschaffenden eine Gratwanderung ist.

Zur Vermittlung zwischen Kultur und Amt ist die Sprache wichtig. Wie finden Sie den richtigen Ausdruck?

Wir sind nicht dazu da, Kultur zu inszenieren, das mussten wir aber erst merken. Ich kam in die Versuchung, unsere Pläne politisch plausibel zu erklären und gleichzeitig die Leute gluschtig darauf zu machen. Sprache ist immer Ausdruck einer Haltung. Die Frage ist, was kommt wie an und wo stimmt unser Rollenverständnis so, wie wir es selber leben und wie es von verschiedenen Kreisen wahr genommen wird. Die Kritik machte mich sensibel. Ich stelle mir nun vermehrt die Frage, wer welche Rolle hat und wie sich die verschiedenen Rollen ergänzen und befruchten können. Ich gehe davon aus, dass ein Teil derer, die sich daran stören, selbst auf der Suche sind. Ich schliesse nicht aus, dass viele der Kritiker eine Rolle konsequent leben wollen, aber selbst auch Konzessionen machen müssen.

Die Sprache aus ihrem Amt klang in letzter Zeit ziemlich blumig.

Das ist sie wohl und das scheint verpönt zu sein. Bestimmte Begriffe verwende ich bewusst, auch wenn es eine Liste von suspekten Wörtern zu geben scheint. Gerade «lustvoll» ist für mich in Zeiten, wo ziemlich brötig politisiert wird, ein wichtiges Wort. In der Politik vermisse ich die Lust und Neugier, darum lege ich Wert auf eine lustvoll vermittelte Kulturpolitik.

Aber es gibt sie, die lustvollen Politikerinnen und Politiker?

Daniel Brélaz, der Stadtpräsident von Lausanne, und meine Chefin, Kathrin Hilber, gehören sicher dazu.

Beim Kunsthaus sollen knapp 300 Leute beratend mitwirken? Das sind viele Köche.

Die 300 Leute bringen ihre Ideen und Bedürfnisse ein. Die Moderation erfordert ein ausserordentliches Mass an Aufmerksamkeit und Sensibilität. Ich moderiere viel und denke, ich kann gut Meinungen einholen, ohne dass meine Überhand nimmt. Ich suche die Möglichkeit, Sachen auf ehrliche Art zu einer gemeinsamen zu machen. Die Ursprungsidee muss sich mit anderen Ideen auseinandersetzen, manchmal auf brutale Art und Weise. So kommt das Resultat anders daher, als wenn eine Gruppe ihr Ziel durchboxen will. Beim Kunsthaus zum Beispiel haben wir uns noch nicht in ein bestimmtes Resultat verbissen. Wir verfolgen die Idee eines offenen Weges; damit das Resultat aus Diskussionen und Auseinandersetzungen heraus entsteht. Der Prozess bezieht Gegenpositionen mit ein und garantiert so ein breit abgestütztes Resultat.

Was meinen Sie damit?

Ich hörte Stimmen, die sagten: Super, jetzt können wir wieder über alles reden und zwar auf ganz verschiedene Arten.

Lässt das auf ein Bestreben nach Harmonie schliessen?

Ich bin ein harmoniebedürftiger Mensch und weiss um die Schwierigkeiten, die damit verbunden sind. Wenn es auf eine aggressive Konfrontation hinaus läuft, bekomme ich Mühe. Darum habe ich aufgehört als Anwalt zu arbeiten. Ich habe das Gefühl, in dieser Stadt sei ein grosses Potenzial für Rollenmissverständnisse da. Ich bin der Ansicht, dass alle, die für Kultur sind, zusammen spannen sollten.

Haben Sie Angst, die grossen Projekte wie das Kunsthaus könnten scheitern?

Vor dem Scheitern habe ich keine Angst. Eher davor, dass auf dem Weg Geschirr zerschlagen wird. Und was ich schwer verdauen könnte, wäre, wenn jemand einen Mist daraus machen würde. Davor, dass profitorientierte Interessen Oberhand gewinnen.

Werden Sie immer der Vermittler sein?

Ich kann mir vorstellen, dass ich irgendwann im kleinen Rahmen selber zu gestalten beginne. Weil ich vielleicht mal genug von der Komplexität des Brückenbauens habe. Ideen und Träume zu ermöglichen ist spannend, aber auch anstrengend.

Vielleicht kommt der Wunsch auf, etwas bis ins kleinste Detail selber zu machen. Das muss nichts mit Kultur im engeren Sinn zu tun haben, eher schon mit Gastronomie oder Hotellerie. Und vielleicht etwas ohne Computer. Das Tempo und die Dichte der elektronischen Kommunikation ist anstrengend.

Anträge an. Wenn Projekte einer Anforderung nicht genügen, ziehen wir eine Grenze. Ob etwas «In» ist oder nicht, ist kein Kriterium. Wenn man selber Kunst und Kultur gern hat, perlt das nicht an einem ab und so – habe ich das Gefühl – spüre ich, wo Potential drin steckt, auch wenn wir keine Fachleute sind. Den Rat von solchen holen wir aber gezielt ein. Wir können aber nicht total abstrakt funktionieren, unser Geschmack spielt mit.

Hier in ihrem Büro hängt viel Kunst. Der Künstlerberuf kam nie in Frage?

Doch. Ich machte die Prüfung für den Vorkurs. Zwölf Jahre lang war ich ein angefressener Amateurfotograf und entwickelte eine Vorliebe, Menschen zu porträtieren. Dann schlug ich aber auf Anraten meiner Eltern hin einen konventionellen Bildungsweg ein.

Ist die dauernde Förderung von Kultur eine Suche nach etwas, das es noch nicht gibt?



Eine «escrache», diesmal gegen den ersten General der Militärdiktatur, Rafael Videla.



Die «fabrica recuperada», wo Bachmanns Bilderband gedruckt worden ist.



1. Mai ahora y siempre, jetzt und immer.

Auch den Fotografen **Florian Bachmann** hat es Anfangs Jahr von St.Gallen weg nach Buenos Aires gezogen. Zum Glück trägt er seine Kamera meist bei sich – und hat er in der Stadt ganz Ähnliches wie Philippe Reichen angetroffen. Noch besser ist aber, dass Bachmann einen Haufen Bilder bei sich hatte, als er damals die Schweiz verliess: Bilder aus St.Gallen, hauptsächlich aufgenommen für unser Heft. In einer so genannten «fabrica recuperada», einer besetzten Druckerei in Buenos Aires, lernte Florian «äusserst nette Menschen» kennen und liess die mitgebrachten Fotos zu einem Bilderband drucken. Einem wertvollen Stück St.Gallen, das man gern hervor holt und darin blättert. Denn jedes Mal erzählt es neue Geschichten. – Demnächst wird Florian Bachmann mit dem Büchlein im Gepäck in St.Gallen eintreffen. Im **Saitenbüro** am Oberen Graben 38 kann dieses bezogen werden.

WENN DIE JUSTIZ SCHWEIGT

Es geschah an einem schönen argentinischen Sommertag im Barrio Villa Crespo, einem Stadtteil von Buenos Aires, der für drei Monate meine Heimat war. Eine Gruppe der politischen Resistencia versammelt sich an diesem Tag in der Öffentlichkeit. Spontan, in aller Stille kommt es zur Zusammenkunft. Auf dem Trottoir steht ein Tisch. Darauf eine Siebdruckvorrichtung, mit der später T-Shirts und Plakate gedruckt werden, dazu Flyers für die Bekanntmachung, worum es geht. Es heisst: «Si no hay justicia, hay escrache!» Zu Deutsch: Wenn es keine Justiz gibt, dann gibt es Bekanntmachung und damit die Erniedrigung. Das plötzliche Zusammenströmen der Leute macht mich neugierig. Ich geselle mich dazu und informiere mich. Das Verb «Escrache» existiert nicht im offiziellen Spanischwortschatz, erklärt man mir. Es ist ein Imperativ, der meint: Etwas aufkratzen, von dem man weiss, dass drunter Dunkles, Verborgenes zum Vorschein kommt. Die Escrache ist eine Erfindung des linken politischen Widerstands in Argentinien, um friedliche, aber bedingungslose Selbstjustiz zu üben. Escrache meint eine spontane Demonstration, die meist auf eine Person und seine dunkle Vergangenheit zielt. Das Ziel des «verbalen Anschlags» gilt an diesem Tag Ernesto Sergio Weber, der in diesem Barrio eine Polizeistation befehligt. Und Sergio Weber hat eine dunkle Vergangenheit.

Kommissar ohne Prozess

Weber befehligte am 20. Dezember 2001 die zweite Einheit der nationalen Polizeistreitkräfte als Subkommissar. Die Polizeitruppe hatte am 20. Dezember 2001 den Auftrag, die Demonstrationen gegen die Regierung von Präsident Carlos Menem zu überwachen. Die Demonstration eskalierte, und die Polizei schoss auf die Menge. Die Gewehrkugeln der Polizeitruppe von Sergio Weber trafen drei Jugendliche und verletzten sie tödlich.

Warum die Demonstration so aufgeladen war, zeigt ein kurzer Blick in die neuste Geschichte Argentiniens: Die Regierung Menem musste im Dezember 2001 abdanken, weil sie die Republik Argentinien in ein wirtschaftliches Desaster geführt hatte. Die Regierung Menem war eine der korruptesten Regierungen, welche Argentinien je hatte. Sie privatisierte Staatsgut nach Belieben und verdiente gut dabei. Auf den Namen Carlos Menem liegen heute 500 bis 600 Millionen Dollar in Schweizer Banken. Geld, das zum Grossteil dem argentinischen Volk gehört. Geld, das Menem und seine Mitarbeiter mit Hilfe der Korruption erwirtschaftet haben. Von Domingo Cavallo, Wirtschaftsminister der Regierung Menem, stammte die Idee, den argentinischen Peso 1:1 an den Dollar zu binden. Auf die Dauer liess sich dieses Vorhaben nicht aufrecht erhalten. Die argentinische Wirtschaft war zu schwach. Der Schuldenberg wuchs, die Exportwirtschaft verlor ständig an Boden. Das Resultat: Die Banken mussten schliessen, weil der Staat bankrott war. Domingo Cavallo versuchte aus der Krise zu führen, in die er das Land selbst geführt hatte. Der erste Schritt war, dass die Ersparnisse der Bevölkerung für 40 Tage eingefroren wurden. Pro Woche gab es nur etwas mehr als 200 Dollar pro Kopf. Ein Grossteil der argentinischen Bevölkerung rutschte mit einem Schlag unter die Armutsgrenze und litt während dieser 40 Tage Hunger. Sie wurden von einer korrupten Regierung ausgenommen und bezahlten erst noch einen bitteren Preis dafür. Dagegen demonstrierten sie. An diesem 20. Dezember 2001 ging es der Bevölkerung um sich selbst. Tausende demonstrierten auf der Avenida

de Mayo und auf der Plaza 9 de Julio. Die Polizei und ihr Subkommissar Ernesto Sergio Weber agierten im Auftrag des Staates, rechtfertigen sie sich heute. Subkommissar Weber kam ohne Prozess davon und wurde nie von einem Gericht für seine Entscheidungen verantwortlich gemacht. Er leitet heute eine Polizeistation.

Tanzend ins Wohnquartier

In der Escrache gegen Sergio Weber geht es darum, auf die Versäumnisse der Justiz und des Staates aufmerksam zu machen und gegen das Vergessen anzukämpfen. Das Mittel dazu ist, Kommissar Weber und seine Familie bei seinen Nachbarn zu denunzieren. Jeder soll über die Machenschaften dieses Mannes Bescheid wissen. An diesem Samstag geht es darum, ihn mit legalen Mitteln zu bestrafen. Man will dafür sorgen, dass ihn seine Umwelt missbilligt und ignoriert.

Schätzungsweise 2000 Leute sind wir schliesslich, die zur Polizeistation ziehen. Angeführt von einer Anthropologie-Studentin der Universität Buenos Aires und einem kleinen Übertragungswagen einer lokalen Radiostation. Aus dessen Lautsprecher werden die von der Justiz ignorierten Anklagepunkte verlesen. Die Szenerie hat auch etwas Groteskes: Ein langer Menschenzug zieht singend, tanzend und trommelnd durch kleine Quartierstrassen und -strässchen, wo sonst schon Hundegebell für Aufsehen sorgt, befestigt Schilder, die vor Kommissar Weber warnen, und verteilt Flyers.

Die Absicht der Escrache ist, dass sie die Person in ihrem Lebensnerv trifft. Dort, wo sie lebt und arbeitet. Im Fall von Sergio Weber ist es seine Polizeistation. Bis dahin kommen wir aber nicht. Die Polizei verteidigt ihre Polizeistation schon mit Zäunen, Panzerfahrzeugen und allerlei Waffen. Das grosse Aufgebot und der plötzliche Demonstrationlärm zeigt Wirkung. Die Nachbarn finden zusammen und nehmen erstaunt, zum Teil erbost zur Kenntnis, dass sich der nette Nachbar auch anders zeigen kann. Eine Frau sagt erstaunt: «Ich kenne diesen Mann. Dass der so etwas machen konnte?» Eine andere Passantin schaut und sagt kurz und knapp: «hijo de puta.» Die Escrache wirkt: Einen Teil seiner Würde und Selbstsicherheit zu verlieren, ist vielleicht die grösste Strafe, wenn die Justiz schweigt.

Nieder mit der Straflosigkeit

Es sind vor allem Studenten der philosophischen Fakultät, die in Argentinien die Escraches organisieren. Noch haben sie keinen Status in der Gesellschaft, der ihnen genommen werden könnte. Sie nützen diese Freiheit und organisieren den Widerstand, bekämpfen die Verdrängung der Geschichte und wollen vor allem eines: Die Justiz soll ihre Arbeit tun. Die Bewegung der Escraches wurde nach dem Ende der Militärdiktatur im Jahr 1989 ins Leben gerufen, um die einstigen Militärmachthaber, die Zehntausende ermordet haben und seither ein normales ziviles Leben führen, in ihren Häusern aufzusuchen und zu denunzieren. Und was für den Polizeikommissar Ernesto Sergio Weber gilt, gilt für alle: «No seremos indiferentes a la impunidad. – Uns ist die Straflosigkeit nicht egal.» Die nächste Escrache wird folgen. Unbehelpte Kriminelle gibt es noch viele in Buenos Aires.

Historiker und Journalist **Philippe Reichen**, 1977, lebte während vier Monaten in Argentinien, meist in der Hauptstadt Buenos Aires.

saiten

FORTSETZUNG GARANTIERT.

Und mit einem Abo pünktlich in Ihrem Briefkasten.

Ich will Saiten für das Jahr 2006 zum Preis von Fr. 60.– abonnieren.

Ich will Saiten für das Jahr 2006 zum Unterstützungspreis von Fr. 90.– abonnieren.

Ich will Saiten 2006 als GönnerIn mit einem Betrag von Fr. 250.– unterstützen. Und erhalte eine Einladung für ein exklusives GönnerInnen-Essen.

Abonnentenadresse

Name Vorname

Strasse PLZ Ort

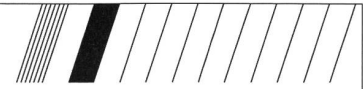
Beruf Alter

Rechnungsadresse (wenn nicht wie oben)

Datum Unterschrift

Einsenden an: Verlag Saiten, Oberer Graben 38, Postfach 556, 9000 St. Gallen
Oder direkt bestellen: www.saiten.ch; 071 222 30 66

Stadt St.Gallen
Fachstelle Kultur



Atelieraufenthalt in Varanasi/ Indien

Die Konferenz der Schweizer Städte für Kulturfragen (KSK) verfügt neu über drei Wohn- und Arbeitsateliers in Varanasi, Indien. Für die Periode vom 1. Januar bis zum 30. Juni 2007 ist ein Atelier der Stadt St.Gallen zugeteilt worden. Die KSK stellt pro Kulturschaffende/n einen monatlichen Lebenskostenbeitrag von Fr. 500.– zur Verfügung, die Stadt St.Gallen zusätzlich ein Stipendium von Fr. 1'000.– pro Monat.

Interessierte Kulturschaffende mit Wohnsitz in St.Gallen richten ihre Bewerbung bis zum 31. Juli 2006 an die Fachstelle Kultur, Rathaus, 9001 St.Gallen.

Weitere Informationen zu den Ateliers und zu den Bewerbungsunterlagen erhalten Sie im Internet unter www.ksk-cvsc.ch, www.stadt.sg.ch oder bei der Fachstelle Kultur (071 224 51 60)

St.Gallen,
2006



Fachstelle Kultur

www.stadt.sg.ch

GBS | **WB**

Weiterbildung
St.Gallen

Ihr Einstieg zum Aufstieg...

... mit einer Weiterbildung am Gewerblichen
Berufs- und Weiterbildungszentrum St.Gallen.

Baukaderschule Höhere Fachschule
Schule für Gestaltung Höhere Fachschule
Technik Logistik und Metallbau
Kurse Fremdsprachen, Informatik,
Zwei- und Dreidimensionales Gestalten,
Mediendesign, Handwerk und Technik,
und viele weitere Angebote ...

Lassen Sie sich von unseren Angeboten
inspirieren! Mit uns bleiben Sie dran.

www.gbssg.ch und **071 226 58 00**.

eine Bildungsinstitution
des Kantons St.Gallen